

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 37 (1947)

Heft: 4-5

Artikel: Gotthelf über Bauern und Hirten

Autor: Meuli, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unterhalt bleibe, seinen Gläubigern zuzuwenden. 4. Er werde, wenn er zu fetterem Vermögen komme, seine Gläubiger befriedigen.

Dann lässt der Richter in der eigenen Gemeinde des Ceden ten sowie in zwei benachbarten an Sonn- und Feiertagen die Absicht der Cession feierlich verkünden. Abschliessend findet dann die öffentliche Cession auf dem Rechtsstein des Bischofs von Sitten statt.

Die oben wiedergegebenen Gesetzesbestimmungen waren nach den Angaben des Walliser Juristen de Torrenté um 1780 aufgehoben und nicht mehr in Kraft¹. Allzu lange Zeit kann aber seit ihrer Aufhebung wohl nicht vergangen sein, denn de Torrenté berichtet, noch zu seinen Tagen (um 1780) seien abgeschnittene Stücke des Gürtels an der oberen Schlosstür angeschlagen zu sehen gewesen. Die Aufhebung mag also wohl im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts erfolgt sein. Vom Steine ist nach der Mitteilung Leo Meyers nichts mehr übrig geblieben.

Gotthelf über Bauern und Hirten.

Von Karl Meuli, Basel.

Gotthelf selber verwendet das Wort ‘Hirte’, das uns etwas romantisch sentimental anmutet, nur ausnahmsweise². In der Regel heissen jene „Landleüt Helvetiae umb alle Gebirg“, die sich nach dem Ausdruck des wackeren Stumpf³ „allein dess vuchs erneerend“, d. h. die Viehzucht und Milchwirtschaft treibenden Alpenbauern, bei ihm ‘Küher’⁴. Er folgt damit der Volks sprache, in welcher die Bezeichnung ‘Hirt’ nur einem für bestimmte Arbeiten in diesem Bereich Angestellten zukommt; in ähnlich beschränkender Weise wird auch ‘hirten’ vorzugsweise für ‘füttern’ gebraucht⁵. Wir wählen hier trotzdem das gemeindeutsche ‘Hirt’; es soll damit gesagt sein, dass wir im schweizerischen Hirtentum eine Spielform der weltgeschichtlich so

¹ ‘Igitur praesens statutum abrogatum fuit, multisque posterioribus partitum; quod enim fit lege permittente poenam non meretur’. Die von Osenbrüggen oben mitgeteilte Nachricht, dass das Gesetz noch im 19. Jahrhundert angewandt sei, beruht also auf Irrtum. (S. u. S. 108.)

² Z.B. in „Jakobs Wanderungen“ (1847), Sämtl. Werke hg. v. R. Hunziker u. H. Blösch, Bd. 9, S. 328, mit besonderer stilistischer Wertung. Im folgenden ist mit „Werke“ oder mit einfacher Band- und Seitenzahl die eben genannte Ausgabe gemeint.

³ J. Stumpf, Gemeiner lobl. Eydgnoschaft... beschreibung, 2. Aufl. v. Rud. Stumpf, Zürich in der Froschow 1586, 1 p. CCXXVI b.

⁴ S. dazu Schweiz. Id. 3, 97 f.

⁵ Schweiz. Id. 2, 1647 ff.

bedeutungsvollen Hirtenkulturen sehen: nicht blass eine je nach Umständen zu wählende Wirtschaftsform also, sondern eine eigentliche, ganze Kultur, die alle Lebensformen durchaus eigenartig prägte und ursprünglich zur Ackerbaukultur in entschiedenem Gegensatze stand. In der Neuzeit ist dieser Gegensatz in mancher Beziehung verwischt; Besitzverhältnisse haben sich verschoben, die Wirtschaftsform der Hirten ist in weitem Umfang von den Ackerbauern des Mittellandes übernommen worden. In alter Zeit waren die Grenzen schärfer, der Gegensatz der Kulturen stärker ausgeprägt. Wie fruchtbar diese Erkenntnis für das Verständnis der älteren Schweizergeschichte werden kann, das hat H. G. Wackernagel 1936 in einem gewichtigen Vortrag überzeugend dargetan¹. Wir gehen hier auf das vielgestaltige und hochinteressante Problem nicht ein; wir wollen nur zeigen, wie diese beiden Welten, die des Hirten und die des Ackerbauers, im Werke Gotthelfs sich spiegeln.

„Die typische und alte Zweiteilung der Eidgenossenschaft in ein Hirten- und ein Bauernland beginnt sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts gründlich und rasch zu verwischen; hauptsächlich in der Art, dass im Flachlande unter Sprengung der Dreifelderwirtschaft die Viehhaltung und der damit verbundene Futterwiesenbau immer grössere Ausdehnung gewinnt“². Gotthelf hat diesen Umschwung, vor allem seine Folgen für die Bauern, in der ‘Käserei in der Vehfreude’ (1850) mit souveräner Sachkenntnis dargestellt. „Vor alten Zeiten, das heisst vor etwas mehr als dreissig Jahren, käsete man blass auf den Alpen den Sommer durch, so lange das Vieh zur Weide ging . . . In den Tälern machte man keine Käse, man glaubte die Grasarten der Täler dazu untauglich; blass hie und da wurde eine kecke Hausfrau, deren Grossmutter eine Küherstochter gewesen, durch die Familienanlage dazu getrieben, oder ein vermessener Bauer tanggelte einen zweg für einen ruchlosen Pintenwirt, dem am Leben seiner Gäste wenig gelegen war. Dass man überall käsen . . . könne, . . . daran dachte man nicht“³. Die bessere Einsicht kam allmählich mit den von den Ökonomischen Patrioten eifrig geförderten Kunstwiesen und mit dem in ihrem Gefolge sich einstellenden Milchüberfluss. Oberst Rudolf Emanuel von Effinger von Wildegg, „ein Berner von reinstem Korn“, dem „Käsereien Her-

¹ H. G. Wackernagel, Die geschichtliche Bedeutung des Hirtentums, o. O. u. J. (=Basel 1936), Separatabdruck aus der Nationalzeitung vom 26. 4., 3. 5. und 10. 5. 1936. Eine erweiterte Neuauflage mit den nötigen Belegen wäre dringend zu wünschen.

² Wackernagel a. O. 4.

³ Gotthelf, Die Käserei in der Vehfreude, Werke 12, 21.

zenssache waren“¹, richtete solche 1815 in Kiesen, 1820 in Wangen ein, und alsbald schossen nun Dorfkäsereien wie Pilze aus dem Boden. Wie es dabei ging und was alles daraus folgte, kann man am Beispiel der Vehfreudiger sehen.

Durch diese rasch sehr mächtig werdende Konkurrenz ward den Kühern ihr bisher höchstens durch eine kecke Hausfrau oder einen vermessenen Bauern bestrittenes ‘Käsemonopol’ entzogen. Ihre neue Lage schildert Gotthelf in der ‘Käserei’: jetzt sind die Küher „ein bedauernswürdiges Geschlecht, sie stellen so gleichsam den herabgekommenen Adel vor, an welchem männlich die Schuhe abwischt. Ja, wenn so ein alter Küher fünfundzwanzig bis dreissig Jahre zurückdenkt und seine damalige Lage mit der gegenwärtigen vergleicht, laufen ihm die Augen über, dass er die Schuhe voll bekommt. Damals hatten sie die Welt, das heisst die Käse in ihrer Hand, sie hatten dieselben, und wer kaufen wollte, musste sie von ihnen kaufen. Ja, wenn so ein Küher von einer schönen Alp an den Langnauer Markt kam, dann steckte er seinen Stecken unter sein Sitzleder quer durch die Strasse und sass darauf als wie ein König auf seinem Throne, und wehe dem, der an den Stock gestossen, er hätte vielleicht mit weniger Gefahr an einem Throne gerüttelt. Ein solcher Küherrfürst wollte nicht bloss seinen Käse verkaufen, sondern auch Heu für den Winter kaufen. Da liess er gern von den Bauern sich suchen, als wäre es eine Gnade, wenn er sie würdigte, ihnen um fast nichts das Heu zu füttern und Stroh zu stehlen. Da hiess es wohl: ‘Nichtwahr, wenn wir kommen, dein Heu zu Mist machen und dir etwas singen dazu, so bist du zufrieden, was willst du mehr?’ Jetzt aber ist’s anders. Da drücken sie erst die Händler, denn sie wissen, ein Küher kann den Käse schwerlich den Winter über behalten. Die meisten müssen im November zinsen, vorräiges Geld ist bei den wenigsten und noch weniger Platz für den Käse. Und kein Bauer läuft ihnen nach wegen dem Heu, sie können den Bauer suchen, müssen hören, wie einer nach dem andern ihnen absagt, sie nicht mehr mag, müssen an eine Zeit denken, wo sie den Winter über gar niemand mehr will, wo sie ihr ganzes Senntum, um es zu überwintern, entweder in den Rauch hängen oder es einsalzen müssen. Dieselben Bauern, bei welchen sie sonst als wie von Gottes Gnaden einzogen, sahen sie jetzt breit und dick, und wie sie mit souveräner Verachtung an ihnen vorübergehen, schwer und stattlich, gleichsam so wie Fabrikherren und Bankiers neben herabgekommenen Edelleuten. Fabrikherren

¹ Ebda. 12, 23 vgl. 548. Georg C. L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus 1 (1932), 79 lässt die Ausbreitung der Dorfkäsereien 1811 beginnen.

waren allerdings die Bauern ähnlich, führten gemeinsame Geschäfte, hatten Geld, hatten Stolz, verachteten, was nicht Geld hatte wie sie und liessen diese Verachtung auch fühlen ohne Hehl; sie brauchten die Küher nicht mehr, um ihr Heu zu Mist machen zu lassen, das konnten sie jetzt selbst“¹.

„Fabrikherren und Bankiers neben herabgekommenen Edelleuten“: das ist keineswegs nur ein anschaulicher und packender Vergleich, das ist tiefer und richtiger, als sich Gotthelf selber vielleicht bewusst war. In der Tat, der Ackerbauer hatte hier einen bedeutungsvollen Schritt auf dem Weg zum industriellen Betrieb und zur kapitalistischen Wirtschaft getan, und mit den Hirten entthronte er wirklich ein Geschlecht, das sich im stolzen Bewusstsein adeliger Freiheit dem an die Scholle gebundenen und im Schweiße seines Angesichts arbeitenden Ackersmann bei weitem überlegen fühlte. In den Verhandlungen, die das „Ölmannli“ mit einer Küherswitwe führt, um eine Hochzeit ihrer Tochter Marei mit Michel, dem dicken reichen Knubelbur, anzubahnen, kommt diese Einstellung des Kühlers prächtig zum Ausdruck. „Hör du“, sagte die Küherin, ‘d’Sach gfällt mir so übel nit; aber was Marei drzu seyt, weiss ich nicht. Mir wär lieber ein Küber gewesen, ich sags offen, als so ein missvergnügt Bäuerlein, welches den Kümi spaltet, balget statt betet und den ganzen Tag ein Gesicht macht, wo die Kühe von der Milch kämen auf den Bergen, wenn sie es alle Tage sehen müssten. Aber wenn der Bursch ist, wie du sagst, so ist es nicht so einer, und eine Frau kanns gut haben bei ihm. Ich hätte ihn zwar nicht genommen, dsLebe auf den Bergen ist doch ganz anders als in den Kerkern da unten und dsJauchzen auf den Weiden lustiger als Fuhrten hacken oder Kraut rüsten. Aber ds Meitschi ist sich des Lebens da oben weniger gewohnt als ich; es kanns machen, wie es will, und wie es es macht, so hats“². Und nicht nur lustiger und freigebiger ist der Hirt als der sparsame, kummervolle Ackersmann, sondern auch beweglicher und klüger als der schwerfällige, dumpfe Bauer. Daran sei auch das ganz verschiedene Essen³ schuld, meint ein Haslitaler: „Überhaupt essen wir hier oben eben nicht, dass die Kartoffel uns zur Haut ausgucken wie denen da unten. Darum sind wir aber

¹ Ebda. 12, 209 f.; vgl. den etwas abweichenden Text des Vorabdrucks in den „Feierstunden des Landwirths“ (Mainz 1850) = 12, 527 und ferner S. 217 = S. 532.

² Michels Brautschau (1849), Werke 20, 222 f. Vgl. auch (K. V. v. Bonstetten,) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland (Basel 1782), 47: „Daher misslungen den Bernischen Landvögten alle Versuche zur Herstellung des Kornbaues: diese schweissauspressende und anstrengende Arbeit wurde von dem Volk gegen die freye ruhige Wonne des Hirtenstandes ausgetauscht“.

³ Vgl. u. S. 89.

auch nicht so dumm wie sie, so wie mit Blei und Lehm ausgestopft, sondern ein heiter, gescheut Völklein und balbieren über den Löffel zehnmal so einen dicken Erdäpfelbauch, ehe er es einmal merkt“¹.

„Als wie von Gottes Gnaden“ zogen früher die Küher mit ihrem Senntum von 50 - 80 Kühen zum Überwintern bei den Bauern ein². Gotthelf spricht öfters davon wie von etwas Selbstverständlichem; die ausführlichste und beste Schilderung gibt jener arme Schulmeister, der in Ermangelung des nicht fertig werden wollenden Schulhauses eben die Behausung zugewiesen erhalten hatte, in der ein Küher zu wintern pflegte: „Es hatte geschneit über die Berge, der Schnee die Küher hinuntergetrieben von den Bergen ins tiefere Land. Sie kamen gar stolz herab, holeyeten noch einmal so laut, tranken nur zehnbatzigen Wein; die Jungen neckten alle Mädchen, die Küherstöchter sahen schnippisch drein, und die Weiber sassen wie Gluggeren mitten unter den kleinen Kindern gar stolz und wohlgeradem auf einem Bettstücki mitten in dem Gerümpel ihrer Zügleten. Es hatte viele Käse gegeben auf den Bergen, wohlfeil war das Heu im Lande, und wohlgenährte Kühe brachten sie heim, welche stolz die Köpfe hoben; darum trugen auch die Küher die ihrigen gar hoch. So war auch Toni, der Küher, der in meine Stube wollte, eines Abends gekommen ganz unerwartet, wenigstens mir. Die Kühe brüllten vor den bekannten Ställen, und eine Schar Kinder kletterte ab einem Wagen und stürzten dem bekannten Hause zu. Toni war ein Luzerner und hatte acht Kinder, alle schön, rot wie Milch und Blut und schlank wie die Tannen im Walde, mit Zähnen weiss wie der Schnee, aber mit Dreck waren alle überzogen wie mit einem Firnis, um die darunter liegende, durchschimmernde schöne, zarte Haut zu bewahren vor Kälte und Wind. Sauber war an Toni nur das, womit er seine Kühe berührte, seine Hände, sauber waren seine Milchgepsen, sauber waren seine Kühe, aber wie dann der übrige Leib, Häfen und Pfannen, Weib und Kinder versalbet und versauet seien, das kümmerte ihn nicht. Diese Kinder nun und hintendrein eine gewaltige Entlibucherin, die im Fall der Not mit einem Morgenstern ein Dutzend Nationalvereine zum Gugger gejagt hätte, kam hinter ihnen her und machte gar wunderliche Augen, als sie die Stube nicht leer fand. Man kann sich vorstellen, dass uns fast gschnuechtete, als wir sie hereinbrechen sahen wie das Wütisheer. Mit diesen Kühersleuten mussten wir nun unsere Wohnung,

¹ 9, 345 (Jakobs Wanderungen).

² S. o. S. 83.

Stube und Stübli teilen, bis das Schulhaus fertig war. Man denke sich die Wirtschaft. Es waren ehrliche, gute Leute, und unsere Kinder kriegten Milch, bis sie ihnen oben auslief; aber säusch waren sie, wie ich mir Menschen nie gedacht“¹.

Diese Schilderung tritt ebenbürtig neben das oben mitgeteilte Fragment aus der „Käserei“; beides Stücke, die durch Fülle und Schärfe der Anschauung unvergesslich bleiben und zugleich glänzende Beispiele für die intuitiv-geniale Sicherheit, mit der Gotthelf das Wesentliche auch im Bilde der Vergangenheit zu treffen weiss. Alle Züge dieses köstlichen Bildes sind bedeutungsvoll.

Der Schmutz, dessen wichtige Funktion Gotthelf so treffend und verständig beurteilt, ist vielen Schweizerreisenden der älteren Zeit aufgefallen, wenn sie vom Ackerbaugebiet ins Hirtenland kamen; er war schon im 14. Jahrhundert ein beliebter Gegenstand freundnachbarlichen Spotts². Aber dafür sind die Küher auch kerngesund, gross, stark und schön. Die Küherstöchter werden immer wieder dafür gepriesen. Jene z. B., die fast den Micheli gekriegt hätte, war „ein gewaltig schönes Mädchen, von denen eins, wo man unwillkürlich stehen bleibt, wenn sie einem unter die Augen kommen“³; aber „in seine Hände passte ein Morgenstern besser als eine Nähnadel; Kühnheit sass ihm auf der Stirne, dass man damit einen ganzen Rudel von verlaufenen Doktoren und Professoren hätte versehen können“⁴. Das vermittelnde Ölmannli röhmt gegenüber dem Mutterstelle vertretenden Anni, „es wäre gerade eine für Michel der Postur nach, bräver hast du noch keine gesehen, und ein Gesicht hat sie, schöner kann man es nicht malen, ganz wie Milch und Blut“⁵. Die wackere Mutter des heiratslustigen Christen urteilt freilich, „deren eine begehrte sie nicht, vom Pflanzen verstanden die nichts, und wenn die nicht alle Tage frischen Anken und süßen Zieger hätten, so lägen sie auf dem Rücken und meinten, es müsse gestorben sein“⁶. Und ähnlich äussert sich Anni, als sie zum ersten Male hört, ihrem Micheli sei eine Küherstochter zugesetzt, ziemlich entsetzt: „Was, eine Küherstochter! Von denen habe

¹ Leiden und Freuden eines Schulmeisters 2 (1839) = Werke 3, 317 f. Vom Überwintern noch 1, 121 (Bauernspiegel, 1837); 20, 220 (Michels Brautschau); 12, 21 (Käserei).

² Wackernagel a. O. 5.

³ Michels Brautschau, Werke 20, 228.

⁴ Ebda. 223.

⁵ Ebda. 218 f. Vgl. noch 18, 91 (Wie Christen eine Frau gewinnt, 1845) und die Sage von der schönen Küherin 9, 341 f. (Jakobs Wanderungen); v. Bonstetten a. O. 9.

⁶ 18, 91.

ich immer gehört, sie täten nicht gut im Bauernstand, seien nichts nutz zur Arbeit, verstünden nichts von der Haushaltig, könnten nichts als Nidle (Milch) fressen, schwingen mit den Knechten und allfällig auch melken, wenn sie nicht zu faul würden dazu“¹. Michel freilich meint, „so an einer rechten Küherin hätte er noch Freude, die müsste ihn z’grechtem lehren schwingen, er wollte sie dann brichten, wie man fähle (ringe)“². Richtig schwingen kann der Bauer nicht; das ist Hirtensache, nur vom Hirten kann man es lernen. Diesen freilich liegt es im Blut. Am Langnauer Käsemarkt kommen die Küher „mitten durch alles, durch dick und durch dünn, mit langen Stecken und kurzen Pfeifchen trotzig und gewaltig, jeden Augenblick zu einem Schwunge zweg“³, und das Mädchen, das mit Miassli in die Unterweisung geht, „eine gewaltige, handfeste Küherstochter“, weiss sich trotz ihrer Jugend jedes frechen Buben zu erwehren: „sie prügelte ihn weidlich durch, ja sie prügelte drei bis vier auf einmal“⁴. Das Schwingen ist neben andern Kampfspiele der Höhepunkt jener berühmten Älplerfeste (*Dorf, Dorfet, Älplerchilbi*), zu denen die Hirten aus bestimmtem Umkreis im Hochsommer an überlieferten, gutgelegenen Orten zusammenkommen. Sie sind wie das Schwingen eine ausgesprochene Eigentümlichkeit der Alphirtenkultur⁵; Schwingfeste im Tiefland gibt es erst in neuester Zeit, und auch diese werden wohl überwiegend von Älpbern oder Professionals besucht. Diese Lust am Kampfspiel ist eine Frucht der Musse; „früher ging man z’Alp, um stark zu werden, und nicht um zu arbeiten“, meinte einer entrüstet, als man ihn auf einen neumodischen Arbeitsvertrag festlegen wollte. Und eine Frucht der Musse ist in gewissem Sinn auch Musik und Poesie; der Ruhm der schweizerischen Küher im Jauchzen, Jodeln und Holeyen, im Alphornblasen und im Dichten ist unbestritten⁶. Die sagenhafte Küherin vom Reichenbachfall sei, so heisst es, wunderbar reich, wunderbar stark und wunderbar schön gewesen; „aber das sei alles nichts gewesen gegen ihr Singen, denn gesungen habe die starke Küherin, dass die Engel im Himmel von ihr hätten lernen können, und zarter

¹ 20, 218.

² 20, 225. *fähle* (nach Schweiz. Id. 1, 767 eher zu *Fell* als zu *fällen*; vgl. das synonome *balgen*) bezeichnet im Gegensatz zu *schwingen* die nicht kunst- und regelgerechte Art des Zweikampfs; Gotthelfs Übersetzung „ringen“ dürfte also nicht ganz zutreffend sein.

³ 12, 207 (Käserei); vgl. die etwas reichere erste Fassung S. 525.

⁴ 1, 153 f. (Bauernspiegel, 1837); vgl. auch 9, 341 f. (Jakobs Wanderungen).

⁵ Über die Agonistik der schweizerischen Alpenhirten Wackernagel a. O. 11. Unbegreiflicherweise hat noch nie jemand diese für die Schweiz so bezeichnenden Feste wissenschaftlich dargestellt.

⁶ Vgl. Wackernagel a. O. 11 und die oben S. 83. 84. 85 angeführten Stellen; ferner 9, 344 (Jakobs Wanderungen).

und milder als die süsse Milch, welche ihre Kühe gaben“¹. Freilich war diese schöne Küherin ein teuflisches Wesen, das viele Jünglinge verdarb und nunmehr ihre Sünden als wilder Gletscherbach büsst. Aus der Sage spricht das tiefe Misstrauen gegen die andere Welt; es äussert sich auch sonst. „Es heisse nicht umsonst, mit Küherschweinen, Müllerrossen und Wirtstöchtern müsse man sehen, wie man es mache“². Küherschweine sind „sackers schöne Schweine, langgezogen und doch heruntergewachsen, mit geringelten Schwänzen und glattem Haar und bunterbar schönen Ohren, auf welche bei den Schweinen viel mehr gesehen wird als auf die Augen“³; Bauern wie Michel oder Christen können sich ganz in sie vernarren, aber wie sie mit ihnen dann fahren, das weiss man nicht. Akkurat wie mit den Küherstöchtern!

Mag man nun auch einiges von dem bisher Gesagten auf Rechnung des „beliebten Kreuzfeuers zwischen Küher und Bauer“⁴ setzen: es ergibt sich aus diesen ganz zerstreuten Stellen doch ein einheitliches, scharf umrissenes Bild von ausgeprägter Eigenart, das Bild einer von der Welt des Ackerbauern ganz verschiedenen Kultur. Vollständig ist es nicht; Gotthelf schildert die Welt des Bauern, das Hirtenum aber nur dort und nur insoweit, als es mit der Welt seiner Bauern in Berührung kommt. Stärke, gesundheitstrotzende Schönheit, Spielfreude, Lust am gegenseitigen Messen der Kräfte, Faulheit⁵ und Schmutz, adliger Freiheitsstolz und wiederum Gutmütigkeit, Lust an Musik und Poesie erscheinen in diesem Bilde als Eigenschaften, die für den Hirten in ganz anderem Masse charakteristisch sind als für den Bauern. Alle finden sich genau so in den ‘eigentlichen’ Hirtenkulturen. Mit der Verachtung des freien Adligen sieht auch der ärmste Beduine, Kirgise, Kalmück, Mongole auf den sesshaften, mühsam arbeitenden Ackerbauer herab; unverwüstlich harte Gesundheit geht auch dort einrächtig zusammen mit erstaunlichem Schmutz; grundfaul, sind sie doch für Kampf im Spiel wie im Ernst sofort mit Begeisterung zu haben, und gern vereinigen sich hochasiatische Hirten in der guten Jahreszeit stammesweise zu grossen Kampfspiefesten. Auch Musik und Poesie spielt bei ihnen eine grosse Rolle; Sänger preisen die Helden-taten der Ahnen oder feiern die Sieger im Kampfspiel.

Auf eines sei noch besonders aufmerksam gemacht. Jakob der Handwerksgeselle, vom Waadtland, wo „die geborenen Brot-

¹ 9, 341 f. (Jakobs Wanderungen).

² 20, 196 (Michels Brautschau).

³ 20, 227 f. (Michels Brautschau) vgl. 233; 18, 90 (Wie Christen eine Frau gewinnt).

⁴ 20, 233 (Michels Brautschau).

⁵ S. dazu noch v. Bonstetten a. O. 41 f.

fresser zu Hause sind“, ins Haslital gekommen, hat sich bei Tisch auch wacker des Brotes bedient und sich dabei zu seiner Verwunderung den grossen Zorn der Frau Meisterin zugezogen. Der Meister klärt ihn dann auf: hier im Oberland sei es eben anders, hier sei Brotessen Luxussache; Brot werde, wenn auch nicht mehr ganz so selten wie früher, so doch auch jetzt noch nicht viel gegessen. „Der Oberländer hält sich hauptsächlich an das, was von der Kuh kommt, an Milch, Käs, Zieger, und zum fetten Käs, wenn er ihn hat, isst er als Brot magern Käs, hat nebenbei Ziegen- und anderes Fleisch und Kartoffel, mit denen er aber sparsam umgehen muss“¹. Daraus folge dann die schon erwähnte² Heiterkeit und Gescheutheit des Hirtenvolks. Über Kornbau und Kornimport im Hirtengebiet, über Gebrauch oder Nichtgebrauch des Brotes in der HirtenSpeise wäre manches zu sagen; mit Recht erkennt Gotthelf auch hier einen alten, bezeichnenden Unterschied. Einen gewissen Ersatz für Brot boten mancherorts im Hirtenland gedörrtes Obst und Nüsse; deren raffinierteste Verarbeitung, das „Birnbrot“, dürfte ursprünglich eine Erfindung der Hirtenkultur sein. Dünner Brotteig wird entweder um einen aus Dörrbirnen hergestellten Brei oder um eine kompakte Masse aus kleingeschnittenen Dörrbirnen und Nüssen gewickelt. Beide Formen kennt man heute wohl in der ganzen Schweiz. Ob sie wirklich, wie so manches andere, aus der Hirtenkultur kommen, darüber wird uns in absehbarer Zeit der „Atlas der Schweizerischen Volkskunde“ Auskunft geben, der unter Paul Geigers fleissigen Händen und unter seinem getreuen Mitarbeiter Richard Weiss in aller Stille gedeihlt. Wir begnügen uns hier mit dem Hinweis.

Vom „Hochziit-han“ im engern Oberland.

Von Melchior Sooder, Rohrbach.

In alle Bereiche herein ragt die alte Zeit. Das gilt auch für die Hochzeitsbräuche. Und doch ist viel anders geworden. Von Ehepfand und Ehepfennig vernehmen wir schon im 18. Jahrhundert wenig mehr. Die Ehebriefe schweigen sich über die Morgengabe aus; aber über Adam und Dreifaltigkeit lenken die Verträge noch immer zu Verhandlungen hin, die mehr das zeitliche Gut angehen als christliches Wesen. Alten Rechtsbrauch hält noch eine Sage aus dem Haslital fest: Der Schwinden des

¹ 9, 345 (Jakobs Wanderungen); s. den Kommentar dazu S. 608 und vgl. v. Bonstetten a. O. 45 f.

² S. o. S. 84f.